

Gibt es in Kolumbien eine Gewaltkultur?

Peter Waldmann, Augsburg

Einleitung

In der Diskussion über die Hintergründe und Ursachen politischer Gewalt dominieren derzeit ökonomistische Ansätze. Seit vor rund zehn Jahren François Jean und Jean-Christoph Rufin in einem Sammelband die Aufmerksamkeit auf „die Ökonomie von Bürgerkriegen“ gelenkt haben, sind die empirischen Untersuchungen und Konzeptualisierungsversuche zu dieser Thematik nicht mehr abgerissen. Man hat den "Warlord" wiederentdeckt, einen gerissenen Kriegsherrn, der Gewalt skrupellos für Bereicherungszwecke einsetzt, hat von der „Privatisierung“ der Gewalt sowie der Entstehung von „Gewaltmärkten“ gesprochen, sieht in der „Schattenglobalisierung“ eine der Hauptantriebskräfte für bewaffnete Konflikte¹. Die Weltbank hat, diesem Trend entsprechend, eine vielbeachtete Analyse von Bürgerkriegen vorgelegt, in der sie als deren zentrale Ursache „greed“, d.h. Bereicherungssucht herausstellte².

Der Sinn und die Berechtigung all dieser Bemühungen soll hier nicht bestritten werden. Es liegt auf der Hand, daß in einer zunehmend säkularisierten Welt materielle Beweggründe für soziales Handeln an Bedeutung gewinnen; sowohl generell als auch speziell was die Anwendung von Gewalt anbelangt. Ich frage mich jedoch, ob das Streben nach wirtschaftlichen Vorteilen und Machtgewinn allein ausreicht, um Gewaltphänomene zu erklären. Vor allem wenn Gewaltkonflikte und -delikte zu einem dauerhaften Charakteristikum einer Gesellschaft werden, spricht viel dafür, daß sie zusätzlich in deren Kultur (im weitesten Sinn) verankert sind³. Um diese These zu überprüfen, wird ein Einzelfallbeispiel, Kolumbien, herangezogen. Wenigstens zwei Gründe sprechen dafür, daß Kolumbien als Testfall für den Nachweis einer Gewaltkultur geeignet ist:

- Das ist zum einen der dauerhaft hohe Gewaltpegel in diesem Land. Selbst wenn die Zahl der Morde gegenüber dem Anfang der 90er Jahre erreichten Höchststand von

über 70 je 100 000 Einwohner pro Jahr inzwischen, nicht zuletzt dank der energischen Sicherheitspolitik des gegenwärtigen Präsidenten Alvaro Uribe, merklich zurückgegangen ist, liegt sie mit etwa 50 Toten je 100 000 Einwohner pro Jahr im internationalen Vergleich immer noch erschreckend hoch⁴.

- Der zweite Grund, der für die Auswahl dieses Landes spricht, ist der Umstand, daß die Annahme einer Gewaltkultur und die Existenz anderer, insbesondere materieller Motive für die Anwendung von Zwang und Gewalt sich nicht unbedingt ausschließen. Alle Experten stimmen darin überein, daß der letzte, in den 80er Jahren einsetzende Gewaltschub in Kolumbien großenteils auf das Drogengeschäft zurückgeht⁵. Man könnte deshalb folgendermaßen argumentieren: Wenn sogar im kolumbianischen Fall, in dem die Relevanz ökonomischer Beweggründe für die Gewaltverbreitung außer Frage steht, daneben eine Gewaltkultur als Kausalfaktor nachgewiesen werden kann, dann wird man deren Bedeutung noch weniger bei Gewaltkulturen in Zweifel ziehen können, in denen materielle Besitzinteressen eher von untergeordneter Bedeutung sind.

Wie soll man sich einem schwierigen Thema wie diesem nähern, wie sich ein empirisch fundiertes Urteil über die Gewaltgeneigtheit und Gewaltakzeptanz der kolumbianischen Bevölkerung bilden? Um abgesicherte Ergebnisse vorlegen zu können, müßte man Meinungsumfragen komparativ auswerten und umfangreiche Inhaltsanalysen kolumbianischer Zeitungen und Zeitschriften durchführen. Für beides hat der Verfasser weder die Zeit noch die erforderlichen Mittel. Was er bieten kann, sind einige tentative Ideen und Schlußfolgerungen, die einen ersten Einstieg in die bislang wenig behandelte Thematik erlauben. Dabei stützt er sich neben eigenen Beobachtungen und Erfahrungen vor allem auf die sorgfältige Lektüre ausgewählter Arbeiten von (meist kolumbianischen) Kollegen, die sich teilweise jahrzehntelang mit der Gewalt in diesem Land beschäftigt haben und deshalb mit den dieser zugrundeliegenden Normen, Tabus und Selbstverständlichkeiten weit besser vertraut sind, als dies einem „Fremden“ möglich ist.

Wenn man die Frage nach der Gewaltkultur in einem Lande stellt, muß man zunächst klären, was man mit dem Begriff meint. Deshalb beginnt der Aufsatz mit Überlegungen darüber, ob und wie „gesellschaftliche Gewaltkultur“ sich konzeptuell fassen und operationa-

lisieren läßt. Daran schließt sich die Erörterung einiger empirischer Befunde an, die auf die effektive Existenz von Elementen einer Gewaltkultur in Kolumbien hinweisen. Drittens werden zwei Extremformen der Gewalt, das Massaker und das Sicariato, einer genaueren Betrachtung unterzogen. Dann folgt der Versuch, einige strukturelle Bedingungen, welche für die Entstehung der Gewaltkultur verantwortlich sind, zu nennen. Den Abschluß des Beitrags bilden zwei kurze Bemerkungen zum Stellenwert und der Kontrollierbarkeit kultureller Faktoren im Gewaltgeschehen.

Zum Konzept „Gewaltkultur“

Holzschnittartig vereinfacht kann man entweder von einem relativ weiten oder einem auf seinen Kerngehalt reduzierten engen Konzept von Gewaltkultur ausgehen. Im weiteren Sinn fallen darunter alle soziokulturellen Strukturen und Symbole, die mit der Gewalt zusammenhängen, aus ihr hervorgegangen sind und sie perpetuieren. Es ist offenkundig, daß in einem Land wie Kolumbien, das auf eine rund 150jährige Tradition von Bürgerkriegen und Gewalt zurückblickt, kaum ein Bereich existiert, der nicht in der einen oder anderen Weise dadurch geformt und geprägt wurde. Das ist das Hauptthema von Daniel Pécaut, der behauptet, die Gewalt habe in diesem Lande eine Ordnung eigener Art hervorgebracht⁶. Dazu zählen nicht nur die zahllosen illegalen Gewaltakteure, denen im legalen Bereich die staatlichen Sicherheitskräfte und privaten Sicherheitsdienste gegenüberstehen. Dazu gehört auch das kaum überschaubare Geflecht von Koalitionen und Konfrontationen zwischen diesen Akteuren, nicht enden wollende Prozesse des Aushandelns von Pakten und Kompromissen zwischen ihnen, die häufig wieder gebrochen werden oder nur von begrenzter Dauer sind; gehört eine durch Druck und Zwang verfälschte Marktordnung und ein seiner Durchsetzungs-komponente beraubtes, d.h. im Grunde amputiertes Rechtssystem. Gewalt und Zwang, so Pécaut, sind inzwischen zu festen Bestandteilen der gesellschaftlichen und politischen Funktionsmaschinerie Kolumbiens geworden und lassen sich nicht mehr ohne weiteres aus dieser herauslösen⁷. Was zugleich bedeutet, daß sich zusammen mit sämtlichen gesellschaftlichen Teilsystemen auch die Gewalt in diesem Land ständig reproduziert.

Ein so weit gespannter Begriff von Gewaltkultur ist wenig hilfreich, weil er im Grunde auf die triviale Feststellung hinausläuft, Gewalt und Zwang als ständig eingesetzte

Durchsetzungsmethoden hätten sich inzwischen ein eigenes gesellschaftlich-institutionelles Umfeld geschaffen, das sie trage und am Leben erhalte. Interessanter und weniger tautologisch erscheint die Frage, ob es spezifische Faktoren im kollektiven Bewußtsein, etwa bestimmte Wert- und Normvorstellungen gibt, die zur Persistenz der Gewalt beitragen; ob also kulturelle Inhalte im engeren Sinne, verstanden als die allgemeine Auffassung vom Wünschens- und Erstrebenswerten sowie vom normativ Akzeptablen, für die Schwierigkeiten, der ausufernden Gewalt einen Riegel vorzuschieben, verantwortlich sind. Wenn man das Problem so fokussiert, wird man sogleich zwei kurze Erläuterungen hinzufügen müssen, die helfen, es einer realistischen Lösung zuzuführen.

Zum ersten gilt es „Subkulturen der Gewalt“ von einer allgemein in der Gesellschaft herrschenden Kultur der Gewalt zu unterscheiden. Gewalttätige Subkulturen, die sich vom Gros der Gesellschaft abheben, gibt es überall auf der Welt, besondere Aufmerksamkeit haben sie jedoch in den modernen Industriegesellschaften, etwa den USA, gefunden⁸. Meist handelt es sich um auf bestimmte Großstadtviertel begrenzte Teilkulturen von Jugendlichen aus den ärmeren Schichten, deren soziale Aufstiegs- und Erfolgchancen begrenzt sind und die deshalb eine Haltung des Widerstands und Protestes gegenüber der Gesamtgesellschaft, vor allem der Mittel- und Oberschicht, einnehmen. Der in diesen subkulturellen Verbänden verbreitete rasche und spontane Rekurs auf Gewalt als Durchsetzungsmittel ist nicht zuletzt Ausdruck dieses Protestes und der Distanzierung von der etablierten Gesellschaft. Er setzt als Gegenpol weitgehend gewaltfreie Räume voraus – deshalb die Bezeichnung „Subkulturen“ oder „Teilkulturen“ der Gewalt, die keineswegs repräsentativ für die Gesamtgesellschaft sind.

Wenn dagegen die Hypothese von einer gesamtgesellschaftlich verbreiteten Akzeptanz gewaltsamer Mittel der Konfliktlösung aufgestellt wird, dann handelt es sich um einen grundverschiedenen Sachverhalt. Anders als gewaltorientierte Subkulturen, für welche die Berufung auf Zwang und Gewalt oft eine identitätsstiftende Funktion hat, bekennen sich moderne Gesellschaften als Gesamtheiten so gut wie nie zu einer gewaltfreundlichen oder -fördernden Grundhaltung. Sie tun dies aus zwei Gründen nicht. Zum ersten wird angenommen, daß in modernen Nationen dem Staat ein Monopol der Gewaltausübung zukommt. War der Staat faktisch nicht in der Lage, ein Gewaltmonopol zu erringen, so wird dieser Sachverhalt heruntergespielt und als ein zu überwindendes Übergangsstadium hingestellt. Dabei

schwimmt der nicht unberechtigte Gedanke mit, für funktionsteilig aufgebaute moderne Gesellschaften stelle eigenmächtige Gewaltausübung einzelner oder organisierter Gruppen, sofern es sich nicht um ein Randphänomen handle, eine Belastung dar, der sie auf die Dauer nicht gewachsen seien. Sei der „Kampf aller gegen alle“ im Sinne von Hobbes schon bei primitiven Gesellschaften ein ihr Funktionieren hemmendes Hindernis, so führe er entwickelte Gesellschaften, wenn er anhalte, an den Rand des Zusammenbruchs.

Der zweite Grund, warum die politischen und gesellschaftlichen Repräsentanten moderner Gesellschaften schwerlich einräumen werden, daß bei ihnen ungebremste Gewaltausübung durch die Bürger an der Tagesordnung sei, hängt mit den international gültigen Regeln politischer Korrektheit zusammen. Nachdem auf die Beobachtung von Menschenrechtsverletzungen spezialisierte NGOs heutzutage eine Art internationale Wächter- und Kontrollfunktion übernommen haben, käme es einem freiwilligen Rufmord am eigenen Land gleich, wenn dessen Vertreter oder die Medien allzu offen über Gewalt als ein in ihm gängiges Durchsetzungsmittel berichten würden. Diese Offenheit würde bestraft, das betreffende Land und seine Vertreter stigmatisiert und in eine marginale Position im internationalen Kontext abgedrängt werden.

Meine Argumentation läuft darauf hinaus, daß man, anders als bei gewaltsamen Subkulturen, wenn es um die gesamtgesellschaftliche Akzeptanz von Gewaltpraktiken geht, kein offenes Bekenntnis zu ihnen oder ihre unverblünte Rechtfertigung erwarten darf. Um solche Akzeptanzmuster oder eine normativ abgesegnete Disposition zur Gewaltanwendung aufzuspüren, wird man vielmehr auf indirekte oder getarnte Hinweise achten müssen. Oft sprechen die Gewalttatsachen selbst eine beredte Sprache. Will man etwas über deren kulturelle Abstützung und Einbettung erfahren, ist man gut beraten, weniger auf Äußerungen zu achten, die Zwang und Gewalt direkt zum Gegenstand haben, als vielmehr deren konzeptuelles und ideologisches Umfeld unter die Lupe zu nehmen. Für diese mehr indirekte Vorgehensweise spricht nicht zuletzt ein Argument aus der allgemeinen Soziologie. Soziologische Systemtheoretiker haben schon früh erkannt, daß zentrale Wertprämissen und Normorientierungen einer Gesellschaft keineswegs ständig emphatisch betont, sondern eben aufgrund ihrer unhinterfragten Selbstverständlichkeit eher beiläufig erwähnt werden. Nicht von ungefähr hat Talcott Parsons, der bekannteste Systemtheoretiker der 50er und 60er Jahre, in Bezug auf die

Strategie zur Erhaltung der gesellschaftlichen Wertebasis von „*latent pattern maintenance*“ gesprochen⁹. Er wollte damit zum Ausdruck bringen, daß Werten dann die größte Wirkkraft zukommt, wenn sie, auf der Latenzebene verbleibend, frag- und geräuschlos akzeptiert werden. Geraten sie in die Diskussion, werden ausdrückliche Bekenntnisse für sie abgegeben, so ist das im allgemeinen kein Beweis für das wache Wertebewußtsein einer Gesellschaft, sondern verrät eher Unsicherheit und eine Wertkrise.

Auf das Problem einer gesamtgesellschaftlichen Gewaltkultur in Kolumbien bezogen folgt daraus, daß es wahrscheinlich müßig wäre, nach unzweideutigen positiven Belegen für eine Bejahung des Rückgriffs auf Gewalt, zu welchem Zweck auch immer, Ausschau zu halten. Was zu erwarten ist, ist allenfalls die stillschweigende Tolerierung von Zwangsmethoden. Um den Nachweis dafür zu erbringen, dürften, es sei nochmals wiederholt, indirekte, das Thema Gewalt einkreisende Indikatoren, nicht minder hilfreich sein als solche, die sich direkt darauf beziehen.

Hinweise auf eine Gewaltkultur

Es lassen sich drei Typen von Indikatoren erkennen, die auf eine Kultur der Gewalt hinweisen: strukturelle, sich aus der Natur der Gewalt in diesem Lande (deren Häufigkeit, Intensität usf.) selbst ergebende Hinweise; mentale Indikatoren, die auf eine verbreitete Gewaltbereitschaft schließen lassen; das Fehlen von Tabus und Verbotsregeln, die den Gewaltgebrauch einschränken würden.

Unter den strukturellen, die Gewalt selbst betreffenden Faktoren ist zunächst ihre Ubiquität in diesem Land zu erwähnen. Es läßt sich kaum ein sozialer Bereich, ein geographischer Fleck, eine Gruppe entdecken, die längerfristig von ihr verschont blieben. Ob es sich um die Städte oder das Hinterland, den sozialen Mikrobereich der Familie oder den Makrobereich der Politik, die Unter-, die Mittel- oder die Oberschicht, die Justiz oder irgendeinen Wirtschaftssektor handelt, die Gewalt ist überall präsent. Gewiß tritt sie jeweils in unterschiedlichen Steigerungssequenzen und Formen auf. Doch wäre es verfehlt, daraus zu schließen, unterschiedlichen Gewaltformen lägen jeweils unterschiedliche Entstehungsursachen zugrunde, im Gegenteil: Wenn in allen erdenklichen Situationen zu allen möglichen

Zwecken auf das Mittel des physischen Zwangs zurückgegriffen wird, dann liegt es nahe, zu folgern, es müsse eine gemeinsame Grunddisposition geben, welche diese einheitliche Vorgehensweise hervorbringt. Und wie sollte eine so durchgehende Grunddisposition zustande kommen, wenn nicht über letztlich kulturell bedingte Einstellungsmuster¹⁰?

Ein weiterer Umstand weist in dieselbe Richtung einer im weitesten Sinn soziokulturell verankerten Gewaltbereitschaft, nämlich die Vielzahl kollektiver Gewaltakteure und deren routinisierte Vorgehensweise. Gewiß, auch in anderen Ländern Lateinamerikas begegnet man Gruppen, die das Gesetz selbst in die Hand nehmen und nach Belieben Menschen umbringen. Doch in Kolumbien fällt auf, daß es eine ganze Serie von Organisationen und Verbänden gibt, die außerhalb der Legalität ihre Ziele mit Zwang und Gewalt verfolgen¹¹. Sie gehen dabei im allgemeinen ebenso kaltblütig wie professionell zu Werke. Diese Professionalität ist teilweise gegenseitigen Nachahmungs- und Lernprozessen geschuldet. Beispielsweise liegt auf der Hand, daß der große Lehrmeister für die Paramilitärs die Guerillaorganisationen waren, die, als die Paras entstanden, schon auf eine langjährige Praxis des Partisanenkampfes und fragwürdiger Methoden der Geldbeschaffung zurückblicken konnten. Doch gleichviel, ob aus eigener Erfahrung oder von anderen übernommen, die Entwicklung eines breiten Fächers von Gewalttechniken setzt in jedem Fall ein soziokulturelles Ambiente voraus, das eigenmächtige Zwangsausübung nicht stigmatisiert, sondern als einen Weg unter mehreren gelten läßt, um zu Ansehen und Erfolg zu gelangen.

Als letzter struktureller Indikator für die wahrscheinliche Existenz einer Gewaltkultur sei die Häufigkeit und Reibungslosigkeit aufgeführt, mit der in diesem Land von „einfachen“, rational nachvollziehbaren Gewalthandlungen zu Gewaltexzessen übergegangen wird. Auf Extremformen der Gewalt und ihren soziokulturellen Stellenwert wird noch in einem eigenen Abschnitt einzugehen sein. Hier sei nur soviel dazu angemerkt: Ein eklatantes Mißverhältnis zwischen der Brutalität der Mittel und den bescheidenen damit verfolgten Zielen, Folterpraktiken, die Verstümmelung Toter und ähnliches sind keineswegs Ausnahmereischeinungen in diesem Land, sondern kommen laufend vor. Derartige Exzesse, die sich im Einzelfall bis zu Gewaltorgien steigern können, sind nur möglich vor dem Hintergrund einer Gesellschaft, in welcher die Tabugrenze für eigenmächtige Gewaltausübung nicht nur durchlöchert,

sondern bei manchen sozialen Gruppen und Sektoren praktisch aufgehoben und durch einen Kult der Vernichtung von Feinden ersetzt worden ist.

Vernichtung der Feinde – das ist das Stichwort, um zum zweiten Indikatorenkomplex, der Verankerung gewaltfördernder Denkschemata und Reizbegriffe im kollektiven Bewußtsein, überzugehen. Hier ist in der Tat an erster Stelle die Freund-Feind-Dichotomie zu nennen, die einen festen Platz in der kolumbianischen Vorstellungswelt, und zwar in allen sozialen Schichten, hat¹². Ursprünglich mit der Rivalität der beiden Traditionsparteien, der konservativen und der liberalen Partei, verbunden, hat sich das Denken in Freund-Feind-Kategorien inzwischen verselbständigt und durchdringt den sozialen Diskurs auf allen sozialen Ebenen, von der Mikroebene bis zur Makroebene. Kein Stadtteil, keine Region, kein Dorf, in denen es nicht die Intimfeindschaft von zwei oder drei Hauptakteuren, seien es Individuen, Familienclans oder organisierte Verbände, gäbe, die das Sozialleben prägt und die restlichen Akteure zur Stellungnahme und Einordnung zwingt. Sogar in Orten, die weitab vom zentralen Bürgerkriegsgeschehen durch Kriegsflüchtlinge gegründet worden sind, reproduziert sich fast automatisch das bekannte Teilungsmuster, kommt es alsbald zu Konfrontationen und gegenseitigen Abgrenzungen einander feindselig gegenüberstehender Gruppen¹³.

Laut Gonzalo Sánchez deutet schon allein die historische Kontinuität, mit der in Kolumbien Feindschaften gepflegt und wieder und wieder Krieg geführt wurde, auf die Existenz einer Gewaltkultur hin. Massaker, Entführungen, zirkulierende Opferlisten vor dem eigentlichen Gewaltakt, der Denunziant als Schlüsselfigur, all dies seien keine von der jüngsten Gewaltwelle hervorgebrachten Neuerungen, sondern Verhaltensschemata und Rollenmuster, die sich bis weit zurück in die Vergangenheit verfolgen ließen¹⁴. Bemerkenswert sei, daß sie sich ungeachtet des Strukturwandels von einer primär ländlichen zu einer hochurbanisierten Sozialstruktur sowie dem damit einhergehenden tiefgreifenden Wertwandel von einer hochgradig religiösen zu einer weitgehend säkularisierten Gesellschaft fast unverändert erhalten hätten. Dies lasse sich nur mit ihrer festen Verankerung im kulturellen Gedächtnis der Kolumbianer erklären.

Häufig wird das Freund-Feind-Muster als Perzeptionsschema überwölbt durch einen quasi-moralischen Diskurs von Ehre und notwendiger Vergeltung: „Tit for tat“ oder „tit for tat“. Viele junge Männer können nicht vergessen, daß sie ihre Väter durch einen willkürlichen Gewaltakt verloren haben. Selbst wenn sie die Mörder nicht kennen, erfüllt sie die in ihrem Gedächtnis gespeicherte Erinnerung an diese Untat mit einem dumpfen, ungezielten Haß, der sich beliebig entladen kann. Jemanden wegen einer Ehrverletzung umzubringen, gilt nicht nur als legitim, sondern ist in manchen Gruppen und Kreisen geradezu geboten, will man nicht seinen Ruf aufs Spiel setzen¹⁵.

Eine weitere Folge der Einteilung der sozialen Umwelt in Freunde und Feinde ist die Neigung zu Intoleranz und Manichäismus, zu einem Denken in Schwarz-Weiß-Kategorien und der Geringschätzung von Nuancen und Zwischenlösungen. Sie verführt einerseits dazu, die Lösung der Probleme in der direkten Auseinandersetzung mit dem Gegner (oder, wenn eine Pattsituation erreicht ist, in direkten Verhandlungen mit ihm) zu suchen, also zur Ablehnung vermittelnder Drittinstanzen, sei es ein Schlichter oder ein Gericht. Und sie läßt zum anderen all jene, die nicht klar Position für die eine oder andere Seite beziehen, in einem fragwürdigen Licht erscheinen. Wie es ein von Victoria Uribe interviewter Bandit einmal ausgedrückt hat: „Ich hätte gerne zwei Herzen, eines für die guten Leute und eines für die schlechten“; und auf ihre Nachfrage, welche denn die „schlechten“ seien: „Das sind jene, die nicht ihre Feinde angreifen, denn das sind gefährliche Verräter.“¹⁶ Der Verräter, der angebliche oder wirkliche Denunziant („sapo“) und der Kollaborateur mit dem Feind sind feststehende Figuren in der kollektiven Vorstellungswelt, die unmittelbar mit dem rigiden Freund-Feind-Schema zusammenhängen. Das Unheimliche an den sozialen Abstempelungsprozessen, die diese Figuren hervorbringen, ist, daß sie weitgehend unkontrolliert und willkürlich ablaufen, so daß jeder beliebige Außenseiter riskiert, mit einem dieser Etikette versehen zu werden, das ihn sein Leben kosten kann.

Ein zweites, eigenmächtiger Gewaltausübung Vorschub leistendes Einstellungsmuster ist der in Kolumbien verbreitete Kult des starken Mannes und die eng damit verknüpfte Tolerierung eines rücksichtslosen, kein Durchsetzungsmittel scheuenden Individualismus. Auf die in ländlichen Regionen übliche Variante dieser Hochachtung vor dem gebieterischen, brutalen Individuum wurde Victoria Uribe in Südkolumbien bei der Besichtigung eines Friedhofs

aufmerksam. Dabei stellte sie fest, daß jene Toten besondere Ehrerbietung genossen, die in ihrem Leben als grausame Schlächter und menschenverachtende Monster von sich reden gemacht hatten¹⁷. In Studien über die Zeit der *Violencia* ist ebenfalls zu lesen, Banden- und Guerillaführer, die wiederholt Massaker verübten, hätten bei den Bauern nicht nur Furcht und Schrecken erzeugt, sondern seien von ihnen auch bewundert worden¹⁸.

Die moderne Version des selbstbewußten Macho, der sich skrupellos durchsetzt und hocharbeitet, sind gerissene Geschäftsleute oder ein Pablo Escobar, der es, aus einfachen Verhältnissen stammend, schaffte, bis an die Spitze eines berühmt-berüchtigten Drogenkartells zu gelangen und in der breiten Bevölkerung, nicht zuletzt dank seiner großzügigen Spenden, zu einer populären Figur wurde. Zum Verhängnis wurde ihm schließlich weniger der keine Menschenopfer scheuende Einsatz von Gewalt als die Tatsache, daß er weiterreichende Ambitionen entwickelte und eine im wesentlichen kriminelle Karriere durch die Kandidatur für ein Abgeordnetenmandat zu einem krönenden legalen Abschluß bringen wollte¹⁹.

Generell drängt sich bei der Durchsicht der Literatur nach zur Gewalt stimulierenden Motiven und Einstellungsweisen der Eindruck auf, dass das Leben wie auch der Tod in breiten Schichten der kolumbianischen Gesellschaft nur gering geachtet werden²⁰. Daß man mit dem Leben Dritter (und teilweise auch dem eigenen) sehr großzügig umgeht, dafür gibt es zahlreiche Belege: Etwa die geringen Summen, für die sicarios bereit sind, einen beliebigen Fremden umzubringen; die häufigen Massaker und die nicht selten mit dem Tod des Gekidnappten endenden Entführungen; die Tatsache, daß Tötung durch Dritte die häufigste Todesursache bei jungen Männern zwischen 15 und 35 Jahren ist und vieles mehr. Doch die Verachtung gegenüber dem Leben erstreckt sich in gewisser Weise auch auf den Tod. Nur so läßt sich erklären, daß in der *Violencia*-Zeit die Verstümmelung und Schändung von Leichen nichts Außergewöhnliches war, daß nach Massakern die Toten oft liegengelassen oder gemeinsam in einer Grube verscharrt wurden und werden, also auf jegliches Bestattungsritual verzichtet wird. Wenn Sicarios heute anordnen, ihr Tod, mit dem früher oder später zu rechnen sei, solle kein Klagen auslösen und keine Trauerfeier nach sich ziehen, vielmehr sollten ihn Freunde und Angehörige mit einem fröhlichen Fest, mit Musik, Tanz und Alkohol begehen, dann spiegelt sich darin ebenfalls eine Banalisierung ihres Lebensendes²¹. Als

wollten sie sagen, kümmert Euch nicht um meine und Eure eigene Zukunft, was zählt, ist allein der Augenblick, die möglichst erlebnisreich und lustvoll gestaltete Gegenwart.

Ein drittes Faktorenbündel, das die Ausbreitung einer Gewaltkultur begünstigt, ist das Fehlen restriktiver Tabus und informeller Sanktionsnormen hinsichtlich des eigenmächtigen Gewaltgebrauchs. Dieser Mangel läßt sich in Kolumbien bei der Behandlung des Gewaltthemas sowohl generell in der öffentlichen Meinung als auch in Bezug auf bestimmte Individuen beobachten²². Was zunächst die generelle Diskussion in der Öffentlichkeit und speziell in den Massenmedien betrifft, so fällt auf, daß es keine systematischen Bemühungen gibt, illegale Gewaltanwendung zu kritisieren und zu delegitimieren. Das mag aus einer Reaktion der Ermüdung auf die nicht abreißende Kette von Überfällen, Entführungen und Morden zu erklären sein, möglicherweise finden hier auch eine gewisse Resignation und die Fügung in das Unvermeidliche ihren Niederschlag. Tatsache ist jedenfalls, daß die Medien nur noch in Ausnahmefällen, bei besonders brutalen oder spektakulären Gewalttaten, einen kritischen Ton anschlagen. Ihre Sorge und Aufmerksamkeit gilt mehr dem Konfliktgeschehen als dem Gewalteinsatz. Sie warnen vor einer möglichen weiteren Zuspitzung und Polarisierung, reden einer vermehrten Verhandlungs- und Kompromißbereitschaft aller Seiten das Wort und geben der allgemeinen Friedenssehnsucht Ausdruck, indem sie ein Ende der kriegerischen Auseinandersetzungen anmahnen. Die Gewaltanwendung als solche, die den Modus der Konfliktaustragung bildet, wird von ihnen hingegen kaum in Frage gestellt.

Dies hat zwei Konsequenzen. Da über Gewaltakte nur im Routineton berichtet wird, gibt es auch keinen öffentlichen Diskurs darüber, inwieweit man sie als fair oder unfair, mutig oder feig, legitim oder illegitim bezeichnen kann. Ob gewisse Mindestregeln der Kampfführung beachtet werden, ob die Gewalt sich gegen Wehrlose oder gegen Kombattanten richtet, ob Menschen frontal angegriffen oder hinterrücks erschossen werden, dies alles ist offenbar kein Thema²³. Worauf es allein ankommt, ist das Ergebnis derartiger Scharmützel: Wer hat sich behauptet, bleibt Sieger in einer Zone, wer muß sie räumen? Die Fixierung der Aufmerksamkeit auf Verhandlungen und einen möglichen Friedensschluß führt außerdem dazu – dies ist die zweite Konsequenz –, daß vergangenes Unrecht weitgehend ausgeblendet und heruntergespielt wird²⁴. Irgendwie sind die Inflation illegaler Gewaltakte und deren rasches Vergessen zwei Seiten derselben Medaille. Wo alle Hoffnung auf die baldige Beendi-

gung eines Gewaltkonfliktes gerichtet ist, bleibt für die Aufarbeitung und Sühne vergangener Untaten wenig Raum. Mit dem Verzicht auf punitive Gerechtigkeit geht freilich das Risiko einher, daß das durch einen Friedenspakt nur eingeschlaferte, aber seiner tödlichen Krallen keineswegs beraubte gewalttätige Monster nach einiger Zeit erneut aufwacht und zuschlägt.

Was hier generell ausgeführt wurde, gilt weitgehend ebenso für die Karriere einzelner Gewaltaktivisten, wie sie sich aus der Perspektive des breiten Publikums darstellt. Auch hier zählt primär das Ergebnis, der vorzeigbare Erfolg, nicht der Weg, die dubiosen Mittel, die dahin führen. Daß jemand einen Mord veranlaßt oder selbst begangen hat, wirkt sich nicht zwangsläufig hinderlich für eine politische oder sonstige Karriere aus. Zwar stellen die Strafgesetze Mord unter Strafe, doch die Justiz ist bestechlich. Selbst gesetzt den unwahrscheinlichen Fall, es käme zu einer Verurteilung, winkt immer noch die Möglichkeit eines Straferlasses²⁵.

Unsere bisherigen Überlegungen lassen sich wie folgt zusammenfassen: Eigenmächtige Gewaltanwendung ist in Kolumbien weder ein emphatisch betontes Recht noch ein allgemein angeprangerter Mißstand. Im Grunde fehlt es an einem öffentlichen Diskurs über die Gewalt. Diese ist primär im allgemeinen Bewußtsein präsent, weil sie ständig, und nicht selten exzessiv, praktiziert wird. Dies wiederum ist nur möglich, weil es eine verbreitete stillschweigende Tolerierung und Akzeptanz des Rückgriffs auf physischen Zwang zur Lösung privater und gesellschaftlicher Probleme gibt, eine Haltung, die man durchaus als Gewaltkultur bezeichnen kann. Sie stützt sich auf zu Aggressivität und eigenmächtiger Durchsetzung stimulierende mentale Stereotypen und Vorbilder einerseits, das Fehlen gewalthemmender oder -limitierender Tabus und informeller Normen andererseits.

Extreme Gewaltformen: Massaker und Sicarios

Die beiden im Titel genannten Formen der Gewalt unterscheiden sich in ihrem Prozeßablauf und dienen unterschiedlichen Zielen. Massaker verbreiten Terror und sind eine Form der Machtdemonstration, der Sicario bietet Gewalt als käufliche Dienstleistung an. Sie teilen aber, wie wir sehen werden, eine Reihe von Zügen, deren wichtigster ist, daß sie Extremformen darstellen, ein bestimmtes Gewaltmotiv auf die Spitze treiben. Sie werden hier

behandelt, weil ich davon ausgehe, daß Extreme oder Exzesse nichts den betreffenden Gesellschaften Fremdes, etwas für sie Untypisches sind, sondern durchaus etwas über deren Normalverfassung, die Einstellung des Durchschnittsbürgers, aussagen. Zunächst wird kurz das jeweilige Eigenprofil der beiden Gewaltformen umrissen, dann sollen ihre strukturellen Gemeinsamkeiten herausgearbeitet und auf ihren Stellenwert im breiteren gesellschaftlichen Kontext eingegangen werden.

Massaker werden Gewaltaktionen genannt, bei denen mehr als vier Menschen umkommen²⁶. Dabei kann es sich um eine Familie, eine Jugendgruppe oder ganze Dörfer handeln, die Zahl der Opfer geht unter Umständen in die Hunderte. Schon während der *Violencia*-Zeit war Kolumbien Schauplatz zahlreicher, von den unterschiedlichsten Gruppen verübter Massaker. Diese grausige Praxis ist im Zuge der jüngsten Gewaltwelle wieder aufgelebt. Vor allem die Todesschwadronen und paramilitärischen Verbände stehen in dem Ruf, durch gezielte Massaker systematisch Furcht und Schrecken zu verbreiten. Victoria Uribe hat für die Zeit von 1980 bis 1998 insgesamt 1230 Massaker gezählt. Sie unterscheidet zwischen Massakern mit wirtschaftlichen, sozialen und politischen Zielen, doch unabhängig von ihrem speziellen Zweck ist festzuhalten, daß Massaker primär eine extreme Form der Machtausübung und -demonstration mittels Gewalt darstellen.

Massaker folgen häufig einem bestimmten Ablaufschema²⁷. Sie brechen nicht aus heiterem Himmel über die arglosen Opfer herein, sondern kündigen sich an oder werden angekündigt: durch vage Gerüchte, Drohungen und Vorwarnungen. Der kollektive Gewaltakt erfolgt oft abends, die Bewohner eines Hofes, mehrerer Häuser oder eines Dorfes werden beim Essen oder einer sonstigen gemeinschaftlichen Beschäftigung überrascht. Nicht selten tragen die Angreifer eine Uniform, stets sind sie schwer bewaffnet. Auf dem Lande wird die anvisierte Häusergruppe oft umzingelt, damit niemand entkommt. Dann werden alle Bewohner auf dem Platz zusammengetrieben und eine von einem Denunzianten zusammengestellte Liste von Namen verlesen. Die Beschuldigten, meist Männer, werden ausgesondert und an einen separaten Ort verbracht. Schüsse und Schmerzensschreie signalisieren den Zurückgebliebenen, daß man sie hingemetzelt hat. Wenn die Überlebenden, nachdem die Angreifer sich aus dem Staube gemacht haben, zum Ort des Mordgeschehens vordringen, erwartet sie ein Knäuel lebloser, häufig übel zugerichteter Leiber. Es kann auch Tage dauern, bis irgend-

welche Nachbarn darauf aufmerksam werden, daß in einer entlegenen Siedlung ein Massaker stattfand.

Neben diesem „normalen“ Ablauf gibt es auch Varianten, die mit zusätzlicher Grausamkeit verbunden sind. Manchmal lassen sich die Schlächter bei ihrer Arbeit Zeit und foltern die Opfer, bevor sie sie umbringen. Genießen Frauen und Kinder im allgemeinen Schonung, so kann es auch vorkommen, daß erstere vergewaltigt und die Kinder gleichfalls getötet werden, um einer möglichen Rache (wenn sie erwachsen sind) zuvorzukommen. In der Violencia-Zeit war es üblich, die Toten wie abgeschlachtete Tiere zu zerteilen oder quasi zeremoniell zu verstümmeln und zuzurichten²⁸.

Bei den Gewaltanschlägen der Sicarios handelt es sich hingegen nicht um ein groß angelegtes Gemetzel, sondern meist um Attentate auf einzelne Personen. Diese werden in Städten in der Regel von einem Motorrad aus mit Schußwaffen angegriffen²⁹. Der auf dem Beifahrersitz sitzende Killer zielt auf den Kopf des Opfers, weil er nur, wenn dieses sofort stirbt, sicher sein kann, die Prämie zu erhalten. Sicarios sind Gruppen Jugendlicher zwischen 15 und 25 Jahren, die sich darauf spezialisiert haben, durch Morde als Auftragsarbeit ihr Geld zu verdienen. Ursprünglich in Medellin entstanden, hat sich die Einrichtung des Auftragsmordes mittlerweile über die meisten Städte des Landes verbreitet. Dabei sind die in Banden organisierten Jugendlichen, die das eigentliche Gewaltgeschäft ausführen, nur der verlängerte Arm von Hintermännern, welche die ganze Aktion organisieren und koordinieren. Das können Einzelne sein, häufig steckt jedoch eine Agentur, ein „Büro“, hinter den Anschlägen. Den je nach räumlicher Lage und sozialer Zuordnung mehr oder weniger getarnten Büros kommt eine Mittlerrolle zwischen den „Kunden“ und der Erledigung ihrer Killerwünsche durch die Sicarios zu. Sie nehmen den Auftrag, jemanden umzubringen, entgegen, legen je nach den zu erwartenden Schwierigkeiten (wenn jemand beispielsweise stark geschützt ist) das Honorar fest, das großenteils im Voraus zu entrichten ist, und suchen unter den in Frage kommenden jugendlichen Mörderbanden die für das spezifische Gewaltgeschäft jeweils am besten geeignete aus.

Der Traum eines jeden Sicarios ist, einmal für einen Megaanschlag herangezogen zu werden, der ihm und seiner Familie dazu verhilft, in Zukunft sorgenfrei zu leben. Dabei fällt

für ihn nur ein Bruchteil der Summe, die für den Auftragsmord bezahlt wird, als Lohn ab. Den Löwenanteil streichen die Mittels- und Hintermänner ein, die das Attentat vorbereiten und für seine reibungslose Durchführung bürgen. Obwohl für Geld zu jeder Gewalttat bereit, kann man die Sicarios und die von ihnen gebildete Subkultur doch nicht als materialistisch im engeren Sinn bezeichnen. Zu dieser Subkultur gehören eine eigene Sprache, die Vorlieben für bestimmte Filme und Rockmusik, gehören weiterhin Tanz und Drogenkonsum, schwarzer Humor und eine machistische Grundeinstellung, die Waffen und Motorräder zu Kultobjekten werden läßt. Sicarios lehnen Loyalitäten und Bindungen nicht schlechterdings ab, sie verehren die Gottesmutter und vergöttern oft ihre eigene Mutter; und sie gehen feste Freundschaften ein. Ihre Lebensphilosophie vereint einen antibürgerlichen Hedonismus mit absoluter Unerschrockenheit gegenüber dem Tode in jedweder Form.

Wenngleich in ihrem Ablauf und ihrer Zweckorientierung höchst unterschiedlich, teilen doch Massaker und die von Sicarios verübten Auftragsmorde einige bezeichnende Züge:

- In beiden Fällen handelt es sich um organisierte Unternehmungen, die ein hohes Maß an Planung, Vorbereitung und koordiniertem Handeln voraussetzen. Dazu reicht die Initiative einzelner oder einiger Weniger meist nicht aus, sondern es bedarf der Zusammenarbeit einer größeren Gruppe, eines Teams, um derartige Operationen auszuführen.
- Dies findet seine Entsprechung in der Kaltblütigkeit und Professionalität, mit der die Opfer exekutiert werden. Bitten um Schonung oder Gnade stoßen auf taube Ohren und lösen allenfalls höhnisches Unverständnis aus. Das weist darauf hin, daß dem eigentlichen Tötungsakt eine mentale Enthumanisierung der Opfer vorausgeht, die bereits bevor man sie umbringt nicht mehr zur menschlichen Gemeinschaft gezählt werden³⁰.
- Damit sprechen die Täter und ihre Hintermänner allen Humanitätskriterien der westlichen Welt Hohn. Offenbar leben sie in einer aus der Wertegemeinschaft der zivilisierten Welt herausfallenden Enklave, in der Respekt vor der leiblichen Integrität des Nächsten, Mitgefühl und elementare soziale Solidarität als Grundorientierungen außer Kraft gesetzt sind.

Die Geringschätzung fremden Lebens spiegelt sich auch in der Struktur der Gewaltakte, wie sie sich für die Betroffenen darstellen. Zwei Züge fallen besonders ins Auge:

- Das ist zum einen die Unberechenbarkeit und Willkürlichkeit, mit denen das Unheil über die Opfer hereinbricht. Diesen bleibt keine Zeit, sich innerlich oder äußerlich auf ihr bevorstehendes Schicksal einzustellen. Von einem menschenwürdigen Abgang kann keine Rede sein; oft werden die bereits toten Körper noch zusätzlich malträtiiert.
- Zum zweiten stehen Mittel und Zweck häufig in einem eklatanten Mißverhältnis zueinander³¹. Das fällt besonders bei den Massakern auf, wenn der bloße Verdacht, eine soziale Gruppe oder ein Dorf hätte mit der Gegenseite kooperiert, ausreicht, um alle Bewohner der betreffenden Siedlung wahllos über den Haufen zu schießen. Im Falle des Sicariato liegt das Mißverhältnis darin begründet, daß das Leben eines Menschen zur bloßen Marktware wird. Jeder hat seinen Preis – mit der Möglichkeit, den Tod eines beliebigen Menschen zu kaufen, hat der Kreis potentieller Gewaltopfer eine beträchtliche Ausdehnung erfahren. Wenn jemand einem anderen nach dem Leben trachtet, muß er nun nicht mehr die innere Hemmschwelle überwinden, die die meisten Menschen daran hindert, selbst tötlich zu werden. Es genügt, daß er einen routinierten Killer einschaltet, dem er nicht einmal die Motive für seine mörderischen Absichten erklären muß.

Sowohl das Massaker als auch die Einrichtung von Todesbüros stellen Extremfälle des Einsatzes von Gewalt für bestimmte Zwecke dar: Im einen Fall der Demonstration und Durchsetzung von Macht, im anderen der Erzielung eines materiellen Gewinns. Gleichzeitig transzendieren sie jedoch diese Zwecke und führen sie in gewisser Weise ad absurdum. Worin soll die Lektion für die breitere Bevölkerung einer Provinz oder Region liegen, wenn ganze Dörfer unter dem Vorwand der Komplizenschaft mit einem der sich bekriegenden Lager ausgelöscht werden? Und was ist der angemessene Preis eines Gewaltaktes, der darauf abzielt, einen Ahnungslosen auf der Straße hinterrücks zu erschießen? In vielen dieser Fälle hat die Gewalt unübersehbar die Fesseln einer Zweckbindung abgestreift und ist zum Selbstzweck geworden. Massaker sind großenteils blutige Opferrituale ohne einen weiterreichenden Symbolwert, in denen die Schlächter sich selbst und ihr grausiges Tun feiern³². Ähnliches gilt für die Feste, die von einer Sicario-Bande zum Abschluß eines „erfolgreichen“ und guten

bezahlten Auftragsmordes veranstaltet werden. Auch hier wird nur vordergründig dem Leben und seinen Freuden gehuldigt, schwingen unterschwellig Totenkult und eigene Todesahnung mit.

Ein letzter gemeinsamer Zug von Massakern und bezahlten Auftragsmorden, der bislang noch nicht erwähnt wurde, liegt in der Täterstruktur. Es handelt sich jeweils vorwiegend um junge Männer zwischen 15 und 30 Jahren aus der Unterschicht, die Mühe haben, eine reguläre Beschäftigung zu finden oder es von vorneherein vorziehen, sich ein relativ leicht verdientes Auskommen durch das Gewalthandwerk zu beschaffen. Doch sollte man diese Gemeinsamkeit nicht überbewerten; die jungen Männer bilden ja jeweils nur das letzte Glied in einer Kette von Mittelsmännern und Sponsoren, die teilweise aus ganz anderen sozialen Schichten stammen. Der organisierte Charakter beider Extremformen der Gewalt bedingt, daß sie jeweils in umfangreiche soziale Netzwerke eingebunden sind. Deshalb würde es auch zu kurz greifen, die Hauptverantwortung für die menschenverachtenden Gewalttaten bei den „Milizsoldaten“ und besoldeten „Killern“ zu suchen, die das eigentliche Gewaltgeschäft erledigen. Sie sind nur die sichtbarsten Repräsentanten einer Vielzahl unterschiedlicher Gruppen und Verbände, welche diese Praktiken mittragen, decken und teilweise auch finanzieren, weil sie in der einen oder anderen Form davon profitieren.

Eine weit schwierigere Frage ist die, ob und inwieweit das breite Publikum, der Mann auf der Straße und die Medien, diese exzessiven Gewaltformen gutheißen. Warum werden Todesbüros, deren Sitze allgemein bekannt sind, nicht öffentlich angeprangert? Warum stößt der Versuch der Paras, von denen jeder weiß, daß die meisten Massaker auf ihr Konto gehen, sich ehrbar zu machen und als politische Kraft anerkannt zu werden, nicht auf mehr Protest³³? Die Antwort ist schwierig. Einerseits deuten zu Sprichwörtern kondensierte Volksweisheiten wie „por algo sera“ und „el que la debe la paga“ auf eine sehr großzügige allgemeine Duldung selbst grausam und ungerecht wirkender Gewaltaktionen hin. Auf der anderen Seite hat es in Kolumbien stets auf die Einhaltung des humanitären Völkerrechts pochende Gruppen gegeben, forderten Opferverbände wiederholt die Bestrafung der Schuldigen. In einer allgemeinen Atmosphäre des Mißtrauens und der Einschüchterung wird man keine zu hohen Erwartungen an die Mobilisierungs- und Protestbereitschaft der Bevölkerung stellen dürfen. Wahrscheinlich schwanken Teile der öffentlichen Meinung je

nach Ereignissen und politischer Konstellation hin und her. Spektakuläre Morde und sich häufende, von Zynismus geprägte Massaker erregen Empörung und lenken den Zorn auf die Täter. Machen diese aber Anstalten einzulenken und zeichnet sich die Möglichkeit einer Konfliktbeendigung ab, ist wiederum die Mehrheit bereit, vergangene Verbrechen gegen die Menschlichkeit beiseitezuschieben, um zu einer einvernehmlichen Friedenslösung zu gelangen.

Erklärungsansätze

Über die Ursachen der Gewalt und einer Kultur der Gewalt in Kolumbien ist schon viel nachgedacht und publiziert worden. Deshalb begnüge ich mich hier mit einer skizzenhaften Aufzählung der wichtigsten Kausalfaktoren. Kulturelle Variablen blende ich dabei aus, um die Falle eines tautologischen Zirkelschlusses zu vermeiden.

Allgemein wird zu den Hauptgründen für das Ausufern der Gewalt das fehlende staatlichen Gewaltmonopol in diesem Lande gezählt³⁴. Manchmal heißt es, der Staat habe dieses Monopol erst in jüngerer Zeit eingeübt. Dabei wird übersehen, daß die politischen Eliten seit der Gründung des kolumbianischen Staates nicht nur außerstande waren, diesem die alleinige Verfügungsmacht über physische Zwangsmittel zu sichern, sondern nicht einmal ernsthaft versuchten, dieses Monopol durchzusetzen. Der Umfang des zentralstaatlichen Zwangs- und Sicherheitsapparates blieb durchweg bescheiden. Offenbar scheuten die Staatsführer die Kosten für den Unterhalt einer stärkeren Streitmacht und zogen es stattdessen vor, Konflikte mit ad hoc auf Freiwilligenbasis rekrutierten Milizen auszufechten³⁵. Wenn man die ältere europäische Geschichte betrachtet, so stellt man fest, daß die Ausscheidungskämpfe zwischen regionalen Kriegsherren überwiegend zu einer zunehmenden militärisch-politischen Machtkonzentration führten, bis sich die gesamte Herrschaftsgewalt in einer einzigen Instanz, dem Staat, zusammenballte. Demgegenüber endeten die Regionalkonflikte in Kolumbien, deren es nicht wenige gab, stets mit einem Arrangement, einem Kompromiß, der die bestehenden dezentralen Strukturen unberührt ließ. Weiterhin fällt auf, daß die kolumbianischen Bürgerkriege des 19. Jahrhunderts, die zumindest von ihrer Rhetorik her durchaus den europäischen Religionskriegen des 16. Jahrhunderts vergleichbar waren, im Unterschied zu diesen keine überparteiliche, allein dem Staats- und Gemeinwohl

verpflichtete Kraft hervorbrachten³⁶. Vielmehr führten sie zu einer Verstetigung und Vertiefung der Freund-Feind-Dichotomie, bis diese schließlich mentales Allgemeingut sämtlicher sozialer Schichten wurde. Der kolumbianische Staat, so läßt sich resümierend feststellen, ist als geistige und physische Einheit durchaus im allgemeinen Bewußtsein präsent. Aber es ist ein schwacher Staat geblieben, unfähig, die von ihm erlassenen Gesetze durchzusetzen, unfähig zur Disziplinierung der eigenen Beamtenschaft und der Bürger. Mag er auch in der Lage sein, ein gewisses Maß an öffentlicher Ordnung zu stiften, so reicht seine Macht doch nicht aus, die öffentliche Sicherheit, nach Hobbes das wichtigste Gut für jedermann, zu gewährleisten.

Die Hauptinitiative innerhalb des politischen Systems Kolumbiens liegt weiterhin bei den beiden Traditionsparteien, den Konservativen und den Liberalen. Generell dominiert in diesem Lande die „horizontale“ Konfliktachse (Konflikte zwischen den Parteien, zwischen bewaffneten Akteuren wie den Guerillaorganisationen und den paramilitärischen Verbänden usf.) gegenüber dem „vertikalen“ Machtverhältnis zwischen dem Staat und seinen Bürgern. Über die unterschiedlichen Implikationen horizontaler, „symmetrischer“ Gewaltkonflikte und vertikaler, „asymmetrischer“ Konfliktkonstellationen sind in jüngerer Zeit einige interessante Analysen erschienen. Vor allem Iván Orozco hat sich intensiv mit dieser Thematik beschäftigt³⁷. Folgt man seinen Überlegungen, so liegen die Verhältnisse im Falle vertikalen Machtmißbrauchs, vertikaler „Barbareien“, wie er es nennt, die meist von autoritären oder totalitären Staaten verübt werden, wesentlich klarer als bei „Barbareien“ im Rahmen horizontaler Konflikte, etwa von Bürgerkriegen. Dies gilt erstens für den Umfang der in den Gewaltmißbrauch involvierten Gruppen, der bei staatlichen Gewaltexzessen tendenziell begrenzt ist, zweitens für die Unterscheidung zwischen Täter- und Opferrolle, die hier klar getrennt sind, und drittens für die Dauer derartiger Gewaltprozesse und ihre Bewältigung, die zeitlich limitiert sind. Im Falle horizontaler, „symmetrischer“ Gewaltkonflikte ist alles viel komplizierter. Zunächst geht von ihnen ein größerer Mobilisierungseffekt aus, d.h. es wirken an ihnen breitere Bevölkerungsschichten in der einen oder anderen Weise mit. Das erschwert es wiederum, wenn die bewaffneten Auseinandersetzungen sich länger hinziehen, eine klare Scheidelinie zwischen „Tätern“ und „Opfern“ zu erkennen; denn je nach Konfliktkonstellation und Kräfteverhältnis können dieselben Personen abwechselnd in die eine oder andere Rolle geraten. Schließlich fällt es auch schwer, bürgerkriegsähnliche Konflikte definitiv zu

beenden. Wenn jenen, die sich während der Kämpfe schwerer Menschenrechtsverletzungen schuldig gemacht haben, nach deren Einstellung ein Strafverfahren droht, werden sie es im Zweifel vorziehen, weiter Krieg zu führen. Gewährt man ihnen jedoch eine Amnestie, so riskiert man, nachdem Gewaltmißbrauch offenkundig keine Konsequenzen nach sich zieht, daß die Gewalttätigkeit bei der nächstbesten Gelegenheit wieder auflebt. Orozco bringt das Dilemma, vor das sich verantwortliche Staatsmänner und Friedensstifter bei Bürgerkriegen oder bürgerkriegsähnlichen Situationen gestellt sehen, auf die Formel von der erforderlichen doppelten Transition³⁸: Wie soll es zum einen gelingen, zum Frieden zu gelangen, und zum anderen, den Übergang von einem Zustand der Rechtlosigkeit und des Autoritarismus zu einer rechtsstaatlichen Demokratie zu bewerkstelligen? Aus seinen Studien ist jedenfalls zu ersehen, daß von der für Kolumbien bezeichnenden horizontalen Konfliktkonstellation eine Gewaltdynamik ausgeht, die sich weit schwerer bremsen und wieder „einfangen“ läßt, als dies bei asymmetrischen, vertikalen „Barbareien“ der Fall ist.

Ein dritter Ursachenkomplex, der in jüngster Zeit den Gewaltpegel in die Höhe getrieben und einer Generalisierung der Gewaltkultur Vorschub geleistet hat, ist das Drogengeschäft. Die meisten Experten stimmen darin überein, daß durch die Produktion von und den Handel mit Rauschgift die lange Zeit vorhandene Anbindung der Gewalt an Parteien und Politik aufgehoben und sie statt dessen zu einem in sämtliche Lebensbereiche eingedrungenen Macht- und Durchsetzungsmittel geworden ist³⁹. Die Gewalt sei durch das Drogengeschäft zu etwas Banalem und Alltäglichem geworden, heißt es. Warum ihm diese Wirkung zukam, dafür gibt es eine Reihe von Gründen, u.a. daß ein rares und begehrtes Gut wie Kokain zwangsläufig die Konkurrenzkämpfe um seinen Besitz anstachelt und daß mit den Gewinnen, die dieses lukrative Geschäft abwirft, mühelos junge Männer angeworben werden können, die den nicht anstrengenden Dienst mit der Waffe allemal einer eintönigen und schlecht bezahlten Arbeit in einem anderen Wirtschaftszweig vorziehen. Der strukturell wichtigste Grund dürfte darin liegen, daß es zwischen den führenden Exponenten des Drogengeschäfts keine bindenden informellen Regeln, also keine gemeinsame Vertrauensbasis gibt. Dies zwingt jeden von ihnen, sich eine private Streitmacht als Drohpotential zuzulegen, um sicherzugehen, daß getroffene Abmachungen eingehalten werden.

Tentativ sei noch ein vierter möglicher Ursachenkomplex für Gewalt und Gewaltkultur in Kolumbien angesprochen: die nach wie vor stark ausgeprägte Klassenspannung zwischen Oberschicht und Unterschicht, verbunden mit der unzureichenden Entwicklung der Mittelschichten und einer urbanen Mittelschichtkultur⁴⁰. Dabei wird davon ausgegangen, daß generell, aber vor allem in ländlichen Zonen, wo der Staat kaum präsent ist, sowohl die Schicht der Großgrundbesitzer als auch jene der Kleinbauern und Landarbeiter ein vorwiegend instrumentelles und pragmatisches Verständnis von Gewalt haben. Die kolumbianische Agrargeschichte ist reich an gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen diesen Schichten, aber auch innerhalb derselben, wobei rechtliche Gesichtspunkte durchaus ins Gewicht fielen, jedoch letztlich die Verfügbarkeit von Zwangsmitteln das Ergebnis bestimmte⁴¹. Eine konsequente Ächtung der Gewalt, ihre Verbannung aus dem öffentlichen Leben, war in Lateinamerika im allgemeinen erst das Ergebnis von Urbanisierungsprozessen und der Verbreitung eines urbanen Lebensstils, sie blieb oft lange auf die Städte beschränkt⁴². Innerhalb der Städte waren es wiederum in erster Linie die Mittelschichten, die aufgrund ihrer spezifischen Ressourcenlage (Verfügung über Bildungsgüter und professionelles Wissen, geringe Expertise in der Anwendung physischen Zwangs), ihrer Sozialisation und generellen Orientierung das größte Interesse an der Entstehung gewaltfreier, durch Rechtsregeln bestimmter Räume hatten.

Ein solch genuin urbanes, die Gewalt in Randbereiche zurückdrängendes Ambiente hat sich in Kolumbien, so die Vermutung des Verfassers, nur relativ spät und nie vollständig herausgebildet. Zwar fehlt es in den Großstädten des Landes nicht an Zeugnissen von Kunst und Kultur, angefangen bei beeindruckenden Bauwerken über ein blühendes Verlagswesen bis hin zu den zahlreichen Universitäten, von denen nicht wenige ein exzellentes Niveau haben. Doch drängt sich gleichzeitig der Eindruck auf, daß viele Zuwanderer aus den Unterschichten den Verstädterungsprozeß nur halbherzig vollzogen haben, ihre Mentalität, und das gilt auch für die anderen Schichten, in wesentlichen Dimensionen eine ländlich-parroquiale geblieben ist. Klassenauseinandersetzungen in der Stadt werden weiterhin rüde und handfest ausgetragen, von ihrer Verlagerung auf eine mehr symbolische Ebene kann kaum die Rede sein. Bis heute gibt es keine typisch städtische Mittelschichtpartei; populistische Revolutionen, in ganz Lateinamerika ein typisch städtisches Phänomen, haben nie

stattgefunden; immer noch haben die in einem überwiegend ruralen Kontext entstandenen Traditionsparteien mit ihrem klientelistischen Anhang das Sagen.

Gewalt als Mittel, Konflikte zu lösen, wurde durch den Urbanisierungsprozeß, den das Land in den letzten Jahrzehnten durchlaufen hat, nicht eigentlich zurückgedrängt, sondern hat nur ihr Gesicht verändert. Sie ist nicht mehr offen präsent, wird nicht mehr sichtbar als Herrschafts- und Machtmittel eingesetzt. Niemand macht in den zentralen Zonen der Großstädte den staatlichen und kommunalen Autoritäten das Recht streitig, den öffentlichen Frieden und die allgemeine Ordnung zu wahren. Aber unter der Decke und in Hinterzimmern werden weiterhin Gewaltpläne ausgeheckt, täglich kommen auch in den Großstädten Menschen um oder werden entführt, in den marginalen Stadtvierteln gilt ohnehin das Recht des Stärkeren. Die Gewalt ist anonym und selektiver geworden, ob sie indes im Verlauf des Urbanisierungs- und Modernisierungsprozesses abgenommen hat, ist eine offene, eher abschlägig zu beantwortende Frage.

Zusatzbemerkung zum Verhältnis von ökonomischer und kulturalistischer Erklärung von Gewalt

Eingangs wurde festgestellt, daß gegenwärtig ökonomistische Erklärungsansätze in der Gewaltforschung vorherrschend seien, während hier der Frage nachgegangen werden soll, ob und inwieweit auch kulturelle Faktoren für die Entstehung und Ausbreitung von Gewalt eine Rolle spielen. Nachdem am Beispiel Kolumbiens die Existenz einer Gewaltkultur aufgezeigt wurde, stellt sich abschließend die weitere Frage nach dem Verhältnis von ökonomischen und kulturellen Gewaltursachen, inwieweit sie einander ausschließen oder eher bedingen und ergänzen.

Zu ihrer Beantwortung sind Unterschichtmilieus gut geeignet. Denn erstens kann man davon ausgehen, daß Gewalt die bevorzugte Ressource jener ist, die im übrigen über wenig Ressourcen verfügen, und das sind die ärmeren sozialen Schichten. Insbesondere für mittellose Unterschichtsjugendliche ist Gewalt ein wichtiges Instrument, um sich gegenüber ihresgleichen durchzusetzen, soziales Prestige zu erwerben und sich materielle Güter zu verschaffen. Zugleich sind aber Unterschichtmilieus, es wurde bereits erwähnt, der soziale

Raum, in dem oft Subkulturen Jugendlicher entstehen. Über sie gibt es seit den Anfängen der Soziologie, insbesondere durch die sog. Chicagoer Schule, zahlreiche Untersuchungen⁴³. Wie also verhalten sich die beiden Dimensionen zueinander, einerseits das individuelle Erwerbs- und soziale Profilierungsstreben der Jugendlichen, andererseits der Kollektivfaktor einer gemeinsamen Subkultur?

Lange Zeit wurden die beiden Dimensionen nicht scharf voneinander getrennt. In einer klassischen Studie über Unterschichten als Entstehungsmilieu für Bandendelinquenz aus den späten 50er Jahren hob Walter B. Miller beispielsweise hervor, daß es bestimmte „Kristallisationspunkte“ im Denken von Unterschichtjünglingen gebe, die den Rückgriff auf Gewalt wahrscheinlich machten. Er nannte „Härte“, den Spaß an „Erregung“, das Streben nach „Autonomie“, eine bestimmte Art, „Probleme“ und Schwierigkeiten anzugehen, als solche typischen Denkmuster; dabei bleibt jedoch offen, inwieweit sein Bezugspunkt mehr der einzelne Jugendliche oder die ganze Gruppe war⁴⁴. In jüngerer Zeit hat man nun durch sogenannte Mehrebenenanalysen das Problem einer Lösung zugeführt. Solche Mehrebenenanalysen, wie sie beispielsweise von Dietrich Oberwittler im Rahmen von Untersuchungen zur Jugenddelinquenz in zwei westdeutschen Städten angewendet wurden, erlauben, säuberlich zu unterscheiden, inwieweit die materielle Notlage des einzelnen Jugendlichen oder dessen Verankerung in einer Gruppe mit einer bestimmten Normstruktur die Haupttriebfeder für sein kriminelles und gegebenenfalls gewaltsames Handeln darstellen. Dabei zeigte sich, daß beide Faktorenbündel, die individuelle, auf die Erzielung eines bestimmten Vorteils ausgerichtete Motivation und das zur Delinquenz stimulierende Gruppenmilieu, eine Rolle spielen⁴⁵.

Natürlich stellt sich die Frage, ob diese Ergebnisse generalisierbar sind und inwieweit sich von einem von Alltagsgewalt weitgehend freien Land wie Deutschland auf eine ganz andersartige soziale Situation, wie sie in Kolumbien herrscht, schließen läßt. Mit aller gebotenen Vorsicht legen die Ergebnisse aber die generelle Schlußfolgerung nahe, daß es sich bei ökonomistischen und kulturalistischen Erklärungsansätzen zur Gewalt nicht um Alternativen, sondern um einander ergänzende, möglicherweise sogar bedingende Vorgehensweisen handelt, weil beide Variablenkomplexe oft miteinander verbunden sind.

Anmerkungen

¹ Jean, François und Jean-Christophe Rufin (Hrsg.): Ökonomisierung der Bürgerkriege, Hamburg 1999 (Original Paris 1996) ; Eppler, Erhard: Vom Gewaltmonopol zum Gewaltmarkt? Die Privatisierung und Kommerzialisierung von Gewalt, Frankfurt/Main 2002; Elwert, Georg: Gewaltmärkte. Beobachtungen zur Zweckrationalität der Gewalt, in: Trutz von Trotha (Hrsg.): Soziologie der Gewalt. Sonderheft 37 (1997) der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, S. 86-101; Kurtenbach, Sabine und Peter Lock (Hrsg.): Kriege als (Über)Lebenswelten. Schattenglobalisierung, Kriegsökonomie und Inseln der Zivilität, Bonn 2004.

² Collier, Paul und Anke Hoefler: Greed and Grievance in Civil War, Washington 2001; Collier, Paul u.a.: Breaking the Conflict Trap. Civil War and Development Policy, Washington 2003.

³ So schon Waldmann, Peter: Veralltäglicung von Gewalt. Das Beispiel Kolumbien, in: Trutz von Trotha (Hrsg.): Soziologie der Gewalt, S. 141ff., S. 147.

⁴ Vgl. etwa Fundacion Seguridad y Democracia: Coyuntura de Seguridad, Informe especial, No 5, Bogotá 2004, S. 5ff., S. 57ff.

⁵ Richani, Nazih: The Political Economy of Violence. The War System in Colombia, in: Journal of Interamerican Studies and World Affairs, Vol. 39 (1997), No 2, S. 37-82.

⁶ Pécaut, Daniel: L'Ordre et la Violence. Evolution socio-politique de la Colombie entre 1930 et 1953, Paris 1987 ; Idem: Guerra contra la Sociedad, Bogotá 2001, insbes. segunda parte.

⁷ Pécaut, Daniel : Guerra contra la Sociedad, S. 91.

⁸ Zum Folgenden siehe etwa Albrecht, Günter: Soziologische Erklärungsansätze individueller Gewalt und ihre empirische Bewährung, in: Wilhelm Heitmeyer und John Hagan (Hrsg.): Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden 2002, S. 763-818, insbes. S. 773ff.; Kühnel, Wolfgang: Gruppen, Gangs und Gewalt, ebd., S. 1440-1456. Die klassische Arbeit zu dem Thema stammt von Wolfgang, Marvin E. und Franco Ferracuti: The Subculture of Violence, London 1969.

⁹ Parsons, Talcott: The Social System, London 1951, S. 26ff.; Parsons, Talcott: Einige Grundzüge der allgemeinen Theorie des Handelns, in: Heinz Hartmann (Hrsg.): Moderne Amerikanische Soziologie, Stuttgart 1967, S. 153-173, S. 165.

¹⁰ Die einzige Alternative wäre eine anthropologische, nämlich die Annahme einer „dem Kolumbianer“ immanenten Gewaltneigung, die ich für unsinnig halte. Vgl. zu dem Problemkomplex Waldmann, Peter: Veralltäglicung von Gewalt, S. 143f., 155ff.

¹¹ Ebd., S. 144ff. Vgl. auch Sánchez, Gonzalo: Introduction, in: Charles Bergquist u.a. (Hrsg.): Violence in Colombia 1990-2000. Waging War and Negotiating Peace, Wilmington 2001, S. 1-38, S.10: „... what is remarkable in Colombia is the extraordinary diversity of violence“.

¹² Zur Entstehung der Freund-Feind-Kultur im 19. Jahrhundert Krumwiede, Heinrich: Politik und katholische Kirche im gesellschaftlichen Modernisierungsprozeß. Tradition und Entwicklung in Kolumbien, Hamburg 1980, S. 87ff.; Uribe, Maria Victoria: Anthropologie de l'inhumanité. Essai sur la terreur en Colombie, Paris 2004, S. 43ff., 62ff., 124f. usw.

¹³ Eindrucksvoll ist beispielsweise die Schilderung, die Maria V. Uribe und Teófilo Vásquez vom Aufflammen der Streitigkeiten zwischen den Anhängern verschiedener Parteifractionen und sonstiger Gruppen im Kolonisationsgebiet des Departamento Meta geben. Uribe, Maria Victoria und Teófilo Vásquez: Enterrar y Callar, Vol. I, Bogotá 1995, S. 49ff. Wie der Verfasser aus eigener Erfahrung weiß, bilden aber auch die verschiedenen Stadtviertel am Rande von Bogotá einen Mikrokosmos, der die für das ganze Land kennzeichnende Konfliktsituation treu spiegelt.

¹⁴ Sánchez, Gonzalo: Guerras, Memoria e Historia, Bogotá 2003, S. 36, S. 83ff.

¹⁵ Uribe, Maria Victoria : Limpiar la tierra. Guerra y poder entre esmeralderos, Bogotá 1992, S. 54ff.

¹⁶ Ebd., S. 25.

¹⁷ Uribe, Maria Victoria : Anthropologie de l'inhumanité, S. 16.

¹⁸ Sánchez, Gonzalo und Donny Meertens : Bandoleros, Gamonales y Campesinos. El Caso de la Violencia en Colombia, Bogotá 1983, S. 53.

¹⁹ Zum Kult des starken Mannes vgl. Cobo Borda, Juan Gustavo: Kolumbiens Kultur der Gewalt, in: Rafael Sevilla u.a. (Hrsg.): Kolumbien. Land der Einsamkeit?, Bad Honnef 1999, S. 17-22, S. 20: „In Kolumbien blüht ein hemmungsloser Kult des starken Mannes ...“. Vgl. auch Luis Alberto Restrepo: The Equivocal Dimensions of Human Rights in Colombia, in: Charles Bergquist u.a. (Hrsg.): Violence in Colombia 1990-2000, S. 95-126, S. 98: „There predominates in Colombia an extreme individualism. ... each individual confronts society as if it were a menacing jungle.“

²⁰ Uribe, M. V.: Limpiar la tierra, S. 94: „... lo que menos cuesta, desde luego, es la vida ...“.

- ²¹ Prieto Osorno, Alexander: Die Mörder von Medellín. Todeskult und Drogenhandel, Hamburg 1993, S. 126f.
- ²² Restrepo, Luis Alberto: The Equivocal Dimensions of Human Rights, S. 98: „... I do not believe that ... there exists a spontaneous and permanent inclination toward the exercise of force ... Instead, I believe that we share a „culture of social indifference toward violence“.
- ²³ Sánchez, Gonzalo: Guerra, Memoria e Historia, S. 121.
- ²⁴ Ebd., S. 61.
- ²⁵ Rubio, Maurício: Crimen e impunidad. Precisiones sobre la Violencia, Bogotá 1999, S. 33ff., 199ff.
- ²⁶ Zum Folgenden siehe insbesondere Uribe, Maria Victoria und Teófilo Vásquez: Enterrar y callar: Las Masacres en Colombia 1980-1993, zwei Bände, Bogotá 1995; Idem: Limpiar la Tierra. Guerra y poder entre esmeralderos, Bogotá 1992; Idem: Anthropologie de l'inhumanité, Paris 2004.
- ²⁷ Uribe, M.V.: Anthropologie de l'inhumanité, S. 88ff.
- ²⁸ Ebd., S. 72ff.
- ²⁹ Hierzu und zum Folgenden Prieto Osorno, Alexander: Die Mörder von Medellín, Frankfurt 1993; Salazar, Alonso: No nacimos pa' Semilla, Bogotá 1990; Sánchez, Gonzalo: Introduction, in: C. Bergquist u.a. (Hrsg.): Violence in Colombia 1990-2000, S. 7ff. Zum Phänomen krimineller Jugendbanden in Zentralamerika Peetz, Peter: „Maras“ in Honduras, El Salvador und Guatemala, in: Bodemer, Klaus (Hrsg.): Gewalt und öffentliche (Un-)Sicherheit. Erfahrungen in Lateinamerika und Europa, Hamburg 2004, S. 54-94.
- ³⁰ Diesen Gesichtspunkt betont Uribe besonders. Vgl. Anthropologie de l'inhumanité, S. 75.
- ³¹ G. Sánchez spricht in diesem Zusammenhang vom Triumph der Mittel über die Ziele („... los métodos se imponen sobre los objetivos“) in: Guerras, Memoria e Historia, S. 55.
- ³² So auch M. V. Uribe, wenn sie Massakern jegliche symbolische Bedeutung abspricht. Vgl. Anthropologie de l'inhumanité, S. 21.
- ³³ Die Paras ihrerseits beschwerten sich darüber, daß der Staat, der sie geschaffen und gefördert hat, plötzlich nichts mehr von ihnen wissen will. „Y ahora dirán que el papá no va a responder por el muchachito – les va a tocar ver que hacen con el hijo de Herman Moster que crearon“, El Tiempo, v. 16 de Mayo 2004, S. 6. Zur „Reintegration“ der paramilitärischen Verbände Catedra Konrad Adenauer de Comunicación y Democracia: La desmovilización de las autodefensas: Un caso de estudio, Bogotá 2004.
- ³⁴ Kurtenbach, Sabine: Kolumbien. Politische Gewaltkultur, der Staat und die Suche nach Frieden, in: Ibero-Amerikanisches Archiv, Jg. 25 (1999), No 3-4, S. 375-396, insbes. S. 396f. Kurtenbach stellt fest, der kolumbianische Staat habe weder ein Gewalt- noch ein Steuermonopol erlangt. Vgl. auch P. Waldmann, Veralltäglicung der Gewalt, S. 145f., S. 149f.
- ³⁵ H. W. Krumwiede, Politik und katholische Kirche im gesellschaftlichen Modernisierungsprozeß, S. 79ff.
- ³⁶ Der Staat, auch die staatlichen Sicherheitskräfte, war immer Partei und als solche oft besonders brutal. Zur Rolle der Polizei und des Heeres in der Zeit der Violencia siehe G. Sánchez/D. Meertens, Bandoleros, S. 75; allgemein zur Entwicklung des Heeres Gilhodes, Pierre: El Ejército Colombiano analiza la Violencia, in: Sánchez, Gonzalez und Ricardo Peñaranda (Hg.): Pasado y Presente de la Violencia en Colombia, Bogotá 1986, S. 305-332.
- ³⁷ G. Sánchez, Guerra, Memoria e Historia, S. 58ff; Orozco Abad, Iván: Sobre los Límites de la Conciencia Humanitaria. Dilemas de la Paz y la Justicia en América Latina, Bogotá 2005; die folgenden Ausführungen beziehen sich vor allem auf das erste Kapitel des Buches, „La Barbarie Horizontal“, das dem Verfasser als Manuskript zunächst auf englisch vorlag.
- ³⁸ Ebd., S. 27. Orozcos Gedankengang wird hier nur in sehr groben Strichen nachgezeichnet; der Verfasser erhebt nicht den Anspruch, damit der Komplexität seiner Argumentation gerecht zu werden.
- ³⁹ D. Pécaut, Guerra contra la sociedad, S. 103ff.; S. Kurtenbach, Kolumbien. Politische Gewaltkultur, S. 387ff. (mit Gründen).
- ⁴⁰ Wobei anzumerken ist, daß das Maß sozialer Ungleichheit, etwa gemessen durch den Gini-Index, zwar groß ist, aber nicht über die auch in anderen Ländern Lateinamerikas üblichen Dimensionen hinausgeht. Bulmer-Thomas, Victor: The Economic History of Latin America Since Independence, 2nd ed., Cambridge 2003, S. 11.
- ⁴¹ Le Grand, Catherine: Los antecedentes agrarios de la Violencia. El conflicto social en la frontera Colombiana, 1850-1936, in: G. Sánchez und R. Peñaranda, Pasado y Presente de la Violencia, S. 87-110.
- ⁴² Der Verfasser denkt dabei in erster Linie an den Cono Sur, etwa an Chile und Argentinien.
- ⁴³ Siehe Anmerkung 8, sowie Waldmann, Peter: Radicalismo Etnico. Analisis comparado de las causas y efectos en conflictos étnicos violentos, Madrid 1997, S. 149ff. („La teoría de la violencia de clase baja“).
- ⁴⁴ Miller, Walter B.: Die Kultur der Unterschicht als ein Entstehungsmilieu für Bandendelinquenz, in: Fritz Sack und René König (Hrsg.): Kriminalsoziologie, Frankfurt 1968, S. 338-359.

⁴⁵ Oberwittler, Dietrich: Stadtstruktur, Freundeskreise und Delinquenz. Eine Mehrebenenanalyse zu soziologischen Kontexteffekten auf schwere Jugenddelinquenz, in: Dietrich Oberwittler und Susanne Karstedt (Hrsg.): Soziologie der Kriminalität, Sonderheft 43 (2003) der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, S. 134-170.